

„Das Frei-Sein auf der Bühne habe ich erst lernen müssen“

Interview Zum ersten Mal in seiner gut vierzigjährigen Karriere ist Helmfried von Lüttichau mit einem Soloprogramm unterwegs. Am 21. Januar kommt der Schauspieler, der als Johannes Staller in der ARD-Serie „Hubert und Staller“ berühmt wurde, damit nach Hof.

Herr von Lüttichau, in den Besprechungen Ihrer Show wird immer wieder Ihre Offenheit, Ihr ehrliches Auftreten gepriesen. Fällt es Ihnen leicht, so viel Persönliches von sich preiszugeben?
Letztendlich ja. Vielleicht kann ich auch gar nicht anders, weil mich Unpersönliches selbst eher nicht interessiert. Auch bei der Figur des Johannes Staller, der ich ja letzten Endes diese Tour zu verdanken habe, war ich auf eine gewisse Weise persönlich. Bei meinem Programm, das ja sehr stark autobiografisch geprägt ist, natürlich auch. Es ist halt meine Art, mich auszudrücken.

Sie erzählen viel aus Ihrer Jugend und von Ihrem Werdegang. Und Sie gehen sehr offen damit um.
Natürlich gibt es darin auch einen Anteil Fantasie. Ich würde also gerne die Unterscheidung machen: Es ist persönlich, aber nicht privat.

Mit viel Geschick geben Sie immer wieder den Ungeschickten, den mit den zwei linken Händen. Ihr Fernsehpartner Christian Tramitz aus „Hubert und Staller“ hat Sie deshalb mal „Bewegungslegastheniker“ genannt. Ist Ungeschicklichkeit ein echter Zug von Ihnen? Oder spielen Sie das nur verdammt gut?
Ich würde mal sagen, ich bin in der Hinsicht durchaus begabt (lacht). Ich weiß gar nicht, ob das bei mir öfter vorkommt als bei anderen Menschen, aber mir passiert schon mal die eine oder andere Ungeschicklichkeit. Ich habe das irgendwann dankend angenommen – und meine Art von Komik daraus entwickelt. Harald Schmidt hat diese Art des Komikers einmal den „Not-Canner“ genannt, einen, der es eben nicht kann. Das Wort fand ich sehr lustig. „Not-Canner“ zu sein, ist etwas, was mir sehr liegt. Und was mich auch selbst zum Lachen bringt: Wenn jemand etwas nicht kann, es aber trotzdem immer wieder versucht.

Das beinhaltet dann auch eine gewisse Lust am Scheitern.
Ja, und die Entschlossenheit, nicht einfach aufzugeben. Ich finde es faszinierend, dass man etwas immer wieder probiert. Es gelingt nicht, aber man gibt nicht auf. Wenn man das aufs ganze Leben bezieht, kann man so eigentlich bis zum Schluss weitermachen.

ANZEIGE

HOSSA! - DIE HITPARADE 4
Ein neuer Schlagerabend in Ihrem Theater Hof!
Uraufführung!

So, 31.12.
Fr, 12.01.
Fr, 09.02.
So, 18.02.
Sa, 24.02.
Fr, 01.03.
Sa, 16.03.
Sa, 30.03.
So, 07.04.
So, 21.04.

Theaterkasse:
09281-7070-290
kasse@theater-hof.de
www.theater-hof.de/karten

THEATER HOF
23/24

Diese Einstellung hält einen auf eine gewisse Weise lebendig.

Ihr Programm heißt „plugged“, also „eingestöpselt“. Sie stehen mit einer E-Gitarre auf der Bühne. Fühlen Sie sich dann als der Rockstar, der Sie mal werden wollten?
Manchmal gibt mir das Publikum tatsächlich dieses Gefühl, wenn wir gemeinsam in die Situation eines Rockkonzerts einsteigen. Einerseits vom Verlust zu erzählen, aber dann doch mit der eingestöpselten Gitarre da zu stehen – das hat etwas. Man muss gar nicht viel spielen. Allein schon das Anschlagen der Saiten, wenn die Töne dann laut über den Verstärker kommen, löst bei mir schon Glücksgefühle aus. Aber das geht doch jedem so, oder?

Sie haben als Junge Geige gelernt, was einer Rock-Karriere nicht gerade förderlich ist. Das Gitarrespielen haben Sie erst angefangen, als Sie bei „Hubert und Staller“ ausgestiegen sind.
Na ja, ich habe immer schon ein bisschen



Helmfried von Lüttichau hat mehr drauf als die Rolle des linkischen Ordnungshüters: Inzwischen kann er auch ganz allein Bühnen füllen.

Foto: Susie Knoll

rumdilettiert, ein paar Lagerfeuer-Akkorde konnte ich schon. Ernsthaft gelernt habe ich das Spielen aber erst dann.

Haben Sie Gitarren-Helden, denen Sie nacheifern wollen?
Einer meiner größten Gitarren-Helden ist Jimi Hendrix. Immer schon gewesen. Aber: Dem kann man nicht nacheifern. Höchstens vom Gefühl her. Jimi Hendrix war für mich immer ein Symbol für Freiheit. Vielleicht auch Eric Clapton oder J. J. Cale wegen ihres minimalistischen Gitarrespiels. Das hat mir auch immer gefallen.

Die Musikstücke sind das Gerüst Ihres Programms. Dazwischen sind Sie sehr frei, sehr spontan mit dem, was Sie erzählen.
Ja.

Sie müssen auf der Bühne nicht die Sätze eines Autors rezitieren, sondern dürfen eigene Texte sprechen, ja sogar eigene Gedichte vortragen. Wie gehen Sie mit dieser großen Freiheit um?
Diese Freiheit habe ich mir mühsam erkämpft. Es ist mir nicht von Anfang an leicht gefallen. Natürlich habe ich mir auch Texte geschrieben. Dann aber merkte ich, dass das der Sache gar nicht förderlich ist. Also habe ich mich einfach getraut, ohne Auswendig-gelerntes vors Publikum zu treten. Ich bin natürlich auch da des Öfteren gescheitert. Aber: Wenn es mir gelingt, dann erlebe ich diese Form der Freiheit als großes Glücksgefühl. Dafür nehme ich auch das Scheitern gerne in Kauf.

Wie erleben Sie die Reaktion des Publikums?
Ich glaube, dass mein Angebot gerne angenommen wird. Das Feedback, das ich bekomme, ist sehr, sehr positiv. Vielleicht auch durch diese positive Stimmung, in die wir beide – also ich und das Publikum – im besten Falle durch die Show geraten.

Wenn jemand schon das Image hat, etwas linkisch zu sein, dann ist es vielleicht gar nicht so schlimm, wenn mal tatsächlich etwas schiefgeht.
Stimmt. Neulich musste ich mitten in der Show mein Headset reparieren, weil mir das Ding irgendwie auseinandergefliegen war. Während ich reparierte, habe ich aber einfach weitererzählt, damit es nicht langweilig wird. Und beide Seiten waren (lacht) dann irgendwie ganz stolz, dass wir das durchgehalten haben.

Den Anstoß zu „plugged“ hat ja ein Oberfranke gegeben, Wolfgang Friedrich, Chef der Konzertagentur Friedrich in Rödental. Wie lief das ab?
Nachdem ich aus „Hubert und Staller“ ausgestiegen war, habe ich eine Reihe von Projekten angefangen: ein Karl-Valentin-Pro-

jekt, ein Robert-Gernhardt-Projekt, eine Oskar-Maria-Graf-Lesung. Ich habe Wolfgang Friedrich gefragt, ob er mich bei diesen Lesungen und literarischen Projekten unterstützen könne. Er sagte: „Na ja, Lesungen. Warum machst denn du nichts Eigenes?“ Ich entgegnete: „Wie? Was Eigenes?“ – „Einen eigenen Abend, an dem du machen kannst, was du willst. Du bist frei, kannst auch was lesen, wie auch immer.“ Damit ging die Maschine in meinem Kopf und in meinem Herzen los. Daraus hat sich dann dieses Programm entwickelt. Ich glaube, Wolfgang Friedrich war hinterher selbst überrascht, was daraus geworden ist (lacht).

Ein Soloprogramm hatten Sie noch nie gemacht?
Nee. Ich hatte zwar innerhalb dieser Lesungen immer schon moderiert und was erzählt. Wolfgang Friedrich hat mich mal gesehen, als ich beim Hannes Ringlsetter eine Viertelstunde Gedichte gelesen habe. Da hatte ich große Angst, dass das in einer Kabarett-Sendung überhaupt keine Wirkung hat. Also habe ich zwischendurch was erzählt. Und plötzlich haben die Leute „Zugabe!“ gerufen. Hinterher sagte er zu mir, ich könne da etwas, das ich weiter verfolgen sollte. Damals habe ich allerdings „Hubert und Staller“ gedreht, hatte also keine Zeit. Nach dem Ausstieg habe ich ihn darauf noch einmal angesprochen.

„Solo“-Programm bedeutet aber auch, dass Sie viel allein unterwegs sind. Fehlt Ihnen manchmal die Geborgenheit eines Theater-Ensembles oder einer Film-Crew?
Überhaupt nicht. Ich bin gerne mit mir alleine. Das genieße ich auch. Aber: Ich bin ja nicht wirklich alleine, weil ich am Abend das Publikum als Partner habe. Diese viele Energie von beiden Seiten, das reicht mir. Da bin ich hinterher ganz froh, wenn ich allein bin und die Batterien wieder aufladen kann.

Manchmal haben Sie auch musikalische Gäste dabei.
Genau. Aber nicht bei jeder Show. Nur, wenn es sich ergibt. Aber dann macht es großen Spaß. Der Werner Schmidbauer war schon mal da, auch Christian Tramitz und Hannes Ringlsetter. Das war unglaublich toll. Ich habe sozusagen auch eine eigene Band: mein Gitarrenlehrer und -coach Bastian Krauß, Bassistin Sabrina Kisslinger und die tolle junge Schlagzeugin Steffi Sachsenmeier. Wenn es sich ergibt, dann spielen wir gemeinsam. Aber das mache ich immer auch ein bisschen abhängig von der Location.

Wird Ihre Band in Hof dabei sein?
Nein, da werde ich tatsächlich solo sein. Aber ich habe mir natürlich schon was einfallen lassen, wie ich mit mir selber spielen kann wie mit einer Band (lacht). Dazu sind mir im Laufe der Tour immer mehr Ideen gekom-

men. Ich bin gespannt, was mir dazu bis Hof noch einfällt.

Ihr Programm wächst also weiter?
Ja, es verändert sich. Es ist nie gleich.

Sie sind ein Meister im Nachahmen deutscher Dialekte. Welcher Zungen-schlag kommt bei den Zuschauern am besten an?
Sehr oft gelacht wird zum Beispiel beim Sächsisch. Wobei ich das vielleicht gar nicht so gut kann. Aber auch Hessisch, Fränkisch, Schwäbisch. Und natürlich Bairisch, weil man damit eben auch den Johannes Staller assoziiert. Der ist natürlich auch irgendwie mit auf Tour. Ohne den Staller könnte ich das gar nicht machen. Es würde doch niemand freiwillig zu einem Ü-60-Newcomer gehen (lacht).

Schlüpfen Sie in Ihrem Programm dann auch in die Rolle des Johannes Staller?
Nicht wirklich, aber vielleicht gibt es ... Ach, das will ich gar nicht verraten.

Wie kam es, dass Sie nach sieben Staffeln „Hubert und Staller“ plötzlich die Abenteurerlust gepackt hat und Sie diese sichere – und sehr erfolgreiche – Serie verlassen haben?
Na ja, sieben ist für mich schon immer eine magische Zahl. Es waren sieben Jahre, sieben Staffeln. Dann wurde ich sechzig. Und ich dachte: Eh ich siebzig werde, möchte ich noch mal was anderes machen. Natürlich kann man auch mit über siebzig noch mal was anderes machen. Keith Richards ist gerade achtzig geworden. Aber bei mir war es so, dass ich dachte: Wenn ich noch mal was anderes machen will, dann muss ich es jetzt machen. Dabei wusste ich noch nicht genau, was dieses „Andere“ sein wird. Und jetzt ist ein fast zweistündiges Soloprogramm daraus geworden, mit einer Wahnsinns-Tour. Ich habe auch schon Notizen für ein zweites Programm. Aber noch möchte ich mit dem ersten so viele Erfahrungen wie möglich sammeln. Für mich ist ja das Ganze eine komplett neue Sportart.

Nicht gewohnt ist man als Schauspieler sicher auch dieses Sprung ins kalte Wasser: Es ist nichts da, trotzdem muss man irgendwie schwimmen.
Ja, vielleicht. Wobei ich oft bei Kollegen beobachte, dass die sich gar nicht so leicht tun mit diesem luftleeren Raum ohne Inszenierung und Text als Stützen. Es gehört nicht unbedingt zum Aufgabenbereich des Schauspielers, da schwimmen zu können. Ich habe das auch lernen müssen, dieses Frei-Sein auf der Bühne.

Man muss auch damit umgehen können, dass man aus einem Projekt aussteigt, ohne zu wissen, ob und wie es danach weitergeht.

Auch das muss man lernen. Als ich meine Fest-Engagements am Theater beendet habe und als Freier Schauspieler weiterarbeitete, hat mich ein Satz von Martina Gedeck beeindruckt, die sagte, sie habe es erst lernen müssen, ihre Existenzangst in den Griff zu kriegen. Das hat mir geholfen, weil ich dachte: Aha, das kann man lernen, das ist ja schon mal gut. Dann habe ich sofort mit dem Lernen angefangen. Auch das fällt ja vielen Kollegen gar nicht so leicht, ganz im Gegenteil. Ich kenne einige, die sehr ängstlich sind in dieser Hinsicht.

Man kann ja immer sagen: Wenn von außen nichts kommt, dann mache ich halt was Eigenes. Aber dazu muss man den Mut haben, was Eigenes auf die Beine zu stellen.
Vielleicht, man weiß ja erst gar nicht, ob das dann auch funktioniert, ob man es tatsächlich kann. Bei mir wusste ich das auch nicht. Ich hab's halt erst mal einfach gemacht. Auch ohne den Erfolg als Ziel. Dann habe ich immer mehr gemerkt, wie glücklich ich dabei bin. Jetzt auch auf der Tour. Es macht mir so viel Freude – und die überträgt sich dann auch aufs Publikum.

Christian Tramitz hat mir im Interview gesagt, er hoffe, Sie kommen irgendwann mal für eine Folge als Gast zu „Hubert ohne Staller“ zurück. Halten Sie das für möglich?
Wenn die Geschichte stimmt, dann kann ich mir so eine Wiederbegegnung mit dem Christian gut vorstellen. Aber eine Rückkehr in die Serie sicher nicht. Ich will ja auch auf der Wache in Wolfratshausen niemandem seinen Job wegnehmen (lacht).

Christian Tramitz kennen Sie ja schon ewig. Sie waren ja miteinander in der Schule.
Genau. Wir sind nach wie vor eng miteinander verbunden, auch wenn wir uns gar nicht so oft sehen oder miteinander telefonieren.

Das Gespräch führte Andrea Herdegen

Gut zu wissen

Zur Person Helmut Friedrich Wilhelm Helm-fried Graf von Lüttichau, 1956 in Hannover geboren und später in Oberbayern aufgewachsen, war nach seinem Studium an der Otto-Falckenberg-Schule in München 16 Jahre lang Theater-Schauspieler in festen Engagements. Daneben wirkte er ab 1985 in Filmen fürs Fernsehen, später auch fürs Kino mit. Seit 1997 arbeitet er als freier Schauspieler. Nach 116 Folgen nahm er 2018 Abschied von seiner Rolle des tollpatschigen Polizisten Johannes Staller aus der ARD-Serie „Hubert und Staller“.

Termin in Hof Sonntag, 21. Januar 2024, 18 Uhr, Bürgergesellschaft Hof